Breslauer Beobachter.

№ 9. Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände. 1845.

Donnerstag, den 16. Januar.

Eilfter Jahrgang.

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich vier Mal, **Dienstags, Donnerstags, Sonnabends** u. **Sonntags**, zu dem Preise von **Vier** Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nummern **Einen** Sgr. **Vier** Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfg.



Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal von 52 Nrn., sowie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich viermaliger Versendung zu 22½ Sgr. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Annahme der Inserate für Breslauer Beobachter bis 5 Uhr Abends.

Redaction und Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.

Die Frau des Proletariers.

Erstes Kapitel.

Eine Geburt auf der Pont-de-Terre.

Gott schuf für Menschenschicksal, Menschenleid
Der Stufen viel. Die gehn gebückt und unerfreut,
Geladen nie zum Festtagsmahl des Lebens.
Und die Gelad'nen sitzen nicht einmal
Bequem und sicher in dem Freudensaal,
Und nach Gerechtigkeit forscht man vergebens.
Ein unbegreifliches Gesetz gebeut
Dem: Du genieße! Jenem: — Neid!

Victor Hugo.

Wenn Sie je des Abends durch die schöne Straße la Mairie in Brest gehen; wenn Sie der bizarren Facade gegenüberstehen, an deren breiten Vorderwand der Pinsel des Decorationsmalers für einen Tapezier die eingelegten, mit Arabesken verzierten Mobilien Franz I. abgebildet hat: so halten Sie einen Augenblick inne und steigen vermittelst eines jenem schönen Magazin gegenüber befindlichen Karrens oben auf die die Pont-de-Terre beherrschende Mauer, und schauen Sie dann hinunter.

Fünfzig Schritte weiter unten werden Sie durch einen Schleier von stinkenden Dünsten eine Cloake erblicken, um welche herum sich einige baufällige Häuser gruppiren, zu denen man nur durch eine schlammige und ungepflasterte Treppe gelangt.

Von hier aus gehen ununterbrochen, ich weiß nicht welche schreckliche Miasmen aus, die nach Armuth und Laster riechen; von hier aus erhebt sich allnächtlich Geschrei von Streit und Orgien: die Töne von Weinen und Bitten; seltsam klingende Seufzer, die man Mühe hat zu unterscheiden, und die man sowohl für das Gejauchze einer wilden Lust, als für das Todesröcheln eines Ermordeten halten könnte.

Dieses Stadtviertel wird Pont-de-Terre genannt. Dort läßt der Matrose seinen ungezügelten Begierden inmitten des Weins und des Bluts freien Lauf; — von hier aus gingen im Jahre 1793 die zerlumpten dem Jean-Bon-Saint-André und der Guillotine folgenden Banden aus; da war es, wo der von einer oben liegenden Gasse herabgeschleuderte, von Streichen aufgeschwollene, zerrissene und mit klaffenden Wunden bedeckte Körper des jungen Offiziers Patrice inmitten eines Haufens Kinder niederfiel, welche „Revolution spielten!" Das Opfer fand auf der Pont-de-Terre jedoch eine mitleidige Seele: — ein vorübergehender Mann bemerkte noch Lebensspuren an ihm und schnitt ihm den Kopf ab.

Durch einen schneidenden Contrast, den der Zufall herbeiführte, wird diese Cloake, die von Allem bewacht wird, was die Stadt an Armuth und Elend aufzuweisen hat, von glänzenden und von den reichsten Bürgern der Stadt bewohnten Häusern beherrscht. Der Unglückliche kann aus seinen von Scheiben entblößten Fensteröffnungen die seidenen Vorhänge an den gegenüberliegenden breiten Fenstern seines Nachbars betrachten. Im Winter, wo ihn Hunger und Kälte wach erhalten, kann er über seinem Haupte das Wagengeräusch der zum Feste Fahrenden und die Ballmusik, so wie das fröhliche Lachen und das wohlbehagliche Gemurmel hören.

Nichts fehlt, wie Sie sehen, der Pont-de-Terre: sie ist eine Hölle, worin die Verdammten in das Paradies mit der Gewißheit hineinsehen können, nie selbst je hinein zu gelangen.

Zu der Zeit, wo unsere Geschichte beginnt, existirten die schönen Gebäude der Mairie-Straße noch nicht. Die Pont-de-Terre stand noch in seiner ursprünglichen Häßlichkeit da. Vor jedem Hause befand sich eine stagnirende Pfütze, worin die Betrunkenen ertrinken konnten, und in welcher die Mörder das Blut an ihren Händen abwuschen: hier war der Bettelhof der Stadt Brest.

Erst späterhin, als die Reichen sich in der Nachbarschaft ansiedelten, erlangte dieser Stadttheil die zweifelhafte Reinlichkeit, welche man zu unserer Zeit darin bemerkt. Die Cholera mußte sich erst in diesen Schmutzhaufen versteigen und einen Furcht erregenden Ansteckungsheerd für Alle daraus machen. Damals empfand man aus Furcht Mitleiden und ließ den Unrath gleichzeitig mit den Leichen fortschaffen. Seit dem ist die Pont-de-Terre nur noch eine dunkle, schmutzige und ungesunde Gegend.

An dem Tage, wo unsere Erzählung beginnt, ertönte aus einem der kleinsten Häuser der Pont-de-Terre ein schmerzhaftes dann und wann unterbrochenes Geschrei, dem ähnlich, welches eine Frau ausstößt, wenn sie auf dem Punkte steht, Mutter zu werden.

Dieses Gewimmer rührte von Margarethe Bosquer her, welche sich in Kindesnoth befand.

Das junge Weib lag in einem dieser verschlossenen Betten, einer Art von niedrigen und langem Schranke, welcher sich durch eine Schiebthür verschließen ließ, wie sie in der Bretagne gebräuchlich sind. Die wenige Luft, welche das Zimmer erhielt, in dem sie sich befand, gelangte nur mit Mühe zu dieser eichenen Kiste, in welcher die Unglückliche sich unter furchtbaren Qualen wand. Die Thür des einzigen Zimmers, das den ganzen Hausstand der Eheleute Bosquer enthielt, stand offen, und die Nachbarinnen verstopften sie. Vom Bette der Kranken bis zur Schwelle bemerkte man ein fortwährendes Kommen und Gehen aller Klatschschwestern des Stadtviertels, welche die Fortschritte, welche die Kreißende machte, beobachten wollten: — denn die Frau aus dem Volke gleicht darin der Königin, daß ihre Niederkunft bei offenen Thüren und vor aller Augen stattfindet.

Nicht weit von Margarethens Lager saß gleichgültig, eine Pfeife rauchend, mit gekreuzten Armen und ausgestreckten Beinen, der Maurer Ivon Bosquer. Näher bei der Kranken befand sich die Wehmutter, welche ebenfalls sehr gleichgültig war.

Nach einigen Minuten schien sich die Gleichgültigkeit der Letzteren jedoch zu vermindern; sie zeigte Verwirrung. Margarethens Schmerzen wurden unerträglicher, und die Nachbarinnen begannen sich ihre Furcht halblaut zuzuflüstern.

In diesem Augenblicke stieß Margarethe, die das Flüstern gehört hatte, ein noch stärkeres Wehgeschrei aus.

„Ich sagte es wohl," wiederholte eine alte Frau, „daß die arme Unglückliche schlecht wegkommen würde!"

Jetzt stieß die Kranke einen so furchtbaren Schrei aus, daß sogar Bosquer dadurch beunruhigt wurde. Er näherte sich Margarethens Bette. Die sie befallenden Convulsionen wiederholten sich immer stärker.

„Bosquer," sagte die Hebamme, „man muß einen Arzt holen; ... ich kann es nicht über mich nehmen, allein zu bleiben."

„Der Schmerz nimmt schon wieder ab," antwortete er.

„Ja, um in einigen Minuten wieder anzufangen . . . holen Sie einen Arzt!"

„Meint Ihr, daß ich einen Arzt kenne? . . . . Welchen soll ich holen?"

„Rufen Sie Herrn Dûmont her; er wohnt nahe bei."

„Ich werde dahin gehen!" rief eine Nachbarin. . . . . „Bleiben Sie nur ruhig sitzen. Bosquer: ich kenne Herrn Dûmont recht gut."

Sie eilte schnell hinweg.

Der Maurer nahm in einer sehr schlechten Laune seinen Platz wieder ein.

„Wieder ein Arzt!" murmelte er zwischen den Zähnen, indem er seine ausgegangene Pfeife wieder anzündete; „diese Entbindung wird uns ruiniren!"

Und er warf Margarethen einen unwilligen Blick zu.

Derjenige, den man gerufen hatte, erschien gleich nach der zurückgekehrten Nachbarin.

Herr Dûmont hatte lange Zeit als Chirurgus zweiter Klasse in der Marine gedient. Er war ein furchtloser Practicus, der einen Menschen so behandelte, wie der Bildhauer den Marmorblock. An die Redensarten der Matrosen ge-

wohnt, die er ehemals behandelt, hatte er die Rauheit und die in manchen Fällen grausame Lustigkeit derselben beibehalten. Keiner konnte besser als er eine Scherzrede über die Todesnoth oder einen Witz über den Tod selbst machen. Diese Geistesfreiheit und das unerschütterliche Vertrauen, welches eine Folge davon war, hatte dem Volke eine hohe Meinung seiner Geschicklichkeit eingeflößt. Die armen Leute hatten sich eingebildet, daß er diese Heiterkeit und Scherzhaftigkeit bei Krankenbetten aus der Gewißheit des Erfolgs schöpfe; auf diese Weise war Dûmont's Ruf bald begründet worden. Einige gewagte glückliche Curen vollendeten ihn. Den zahlreichen Sterbefällen, die man ihm hätte vorwerfen können, schenkte man wenig Aufmerksamkeit; der medicinische Mord von einem bei'm Volke beliebten Manne ist zu unbedeutend, als daß man lange davon sprechen sollte. — In der menschlichen Gesellschaft, wo sich Alles drängt, um einige Brodkrumen vom gesellschaftlichen Festmahl zu erhaschen, wird ein Gestorbener als ein Nebenbuhler weniger angesehen, der eine Stelle vacant läßt. Wenn sein Sarg einmal weggetragen ist, fühlen sich seine Nachbarn freier; und bei der gegenwärtigen Organisation der menschlichen Gesellschaft, wo wir einander **Nebenbuhler** und nicht **Verbündete** sind, giebt es immer mehr Menschen, die sich für den Tod eines Andern interessiren, als solche, die es für seine Existenz thun.

Als Dûmont ankam, stieß Margarethe einige halberstickte Seufzer aus.

„Nun, was giebt's? was giebt's? meine kleine Mutter?" sagte er, indem er sich näherte . . . . „Sie haben, wie man mir gesagt, schon viel gelitten? — Ah, ah, ah! — Weiter nichts als das? . . . Laßt 'mal sehen! . . . Wahrhaftig, meine Liebe, es ist mit den Kindern ebenso, wie mit einer Bouteille Wein: bei beiden ist der Anfang angenehmer als das Ende."

Nachdem er sich unterrichtet hatte, wie weit das Werk fortgeschritten, sagte er: „Geduld! Geduld! etwas Stahlbalsam, und es ist vorüber!"

Zu gleicher Zeit zog er die Zangen aus seinem ledernen Sack. Der Anblick dieser Instrumente erschreckte Margarethe.

„O, nein! nein!" schrie die unglückliche Frau, indem sie sich dem Hintergrunde ihres Bettes zuwälzte, „Sie werden mich tödten! — Laßt mich . . . . ich will nicht! Laßt mich!"

„Halt! Halt! sehen Sie, mein Kind, Sie müssen beim Teufel vernünftiger sein! Sie wissen doch wohl, daß man so ein Püppchen nicht so bequem zur Welt bringt, als man eine Erbse aushülst? — Ha, ha, ha! — Fürchten Sie nichts, es ist die Sache einer Minute; . . . . dann werden Sie keine Schmerzen mehr empfinden. Meine Liebe, Sie haben nicht immer gesagt, ich will nicht; . . . jetzt ist es nicht angebracht. — Ha, ha!"

„Dieser Dûmont ist ein Spaßvogel," murmelten lächelnd die an der Thür stehenden Nachbarinnen. Wahrhaftig, ein ganzer Spaßvogel, nicht wahr?"

(Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen.

Was wollen und sollen Gewerbvereine.

Jede Sache gewährt uns dann erst den rechten Nutzen, bringt uns dann erst den wahren Gewinn, wenn wir sie genau kennen und durch genauere Kenntniß recht zu benutzen vermögen. Wie mancher Schatz, wie mancher Vortheil bleibt unbenutzt, weil sie nicht gekannt sind; wie viele Mittel bleiben aus Unkenntniß unbeachtet, die aus einem unbehaglichen Zustand in einen behaglichen versetzen könnten. Oft verhält es sich damit, wie mit einem mühseligen Wanderer, der seinen Fuß bei seiner Wanderung an ein köstliches Gestein stößt, das seiner mühsamen Wanderschaft ein Ende machen, ihn in ein behaglicheres, äußeres Lebensverhältniß setzen könnte — aber er kennt es nicht in seinem innern Werth; unbeachtet läßt er es liegen, ja erzürnt stößt er es wohl gar mit seinem Fuße weit von sich, weil es ihn in seinem gewöhnlichen Wanderlaufe gestört, ihn in demselben gehindert, ja wahl gar einen Schmerz bereitet hat. Nützt es dem Hungernden, dem vor Hunger Ersterbenden etwas, vor und um sich reichliche Nahrung zu haben, wenn er sie als Nahrungsmittel nicht kennt, darum nicht zu benutzen vermag und wird er nicht inmitten der zu seiner Erhaltung dienlichen Mittel des Hungers sterben müssen? Unzählige Beispiele liegen davon vor, ja fast alle Dinge dieser Welt sind uns davon unumstößliche Beweise. Wie bieten so viele Dinge, die noch vor Jahrzehnten unbenutzt geblieben, jetzt oft vielen Tausenden reichlichen Erwerb der Nahrung.

Wie von leiblichen, dies auch von geistigen Dingen, so wie von vielen Einrichtungen und Anstalten, die aus unserer neuesten Zeit theils als Zeugnisse eines erhöhteren, geistigern Lebens, theils zur Begegnung eines sich immer allgemeiner verbreitenden Nothzustandes hervorgegangen, gehören auch die vom Staate, als der Wächterin und Beförderin des allgemeinen Wohls, begünstigten und gewünschten **Gewerbvereine.**

Auch in unserer Mitte hat sich ein solcher Gewerbverein gebildet, und wir alle bezeugen durch unsere Gliedschaft an demselben, daß uns seine Zwecke, sein Nutzen bekannt und lieb, daß wir dieselben zu fördern bereit sind. Es könnte darum überflüßig erscheinen, hier von dem Ziele und dem Zwecke des Gewerbvereins und von den zu denselben führenden Mitteln zu sprechen. Doch scheint es nur so, denn ein Blick auf den noch so unvollkommenen Zustand unseres Vereines, auf die noch so geringen Ergebnisse desselben, beweisen nur allzusehr, daß wir noch zu wenig vollständig entweder die Zwecke oder die zu denselben führenden Mittel desselben erkannt oder benutzt haben. Vieles, was wir zu thun hatten, ist von uns unterlassen worden; wir haben die schon vorhandenen Mittel nicht immer treu und allseitig genug benutzt. Es scheint mir darum, bei einem neuen Zeitabschnitte unsers Vereins nicht unpassend zu sein, wenn ich die **Hauptzwecke** desselben und die zu denselben führenden **Hauptmittel** in wenigen Zügen uns von Neuem bestimmter vorzustellen mich bemühe, auf daß wir mit erneutem Bewußtsein und Eifer und mit neuer aus demselben hervorgehender Kraft an unser Werk gehen und in immer weitern und weitern Kreisen wirklich, nicht blos zum Schein ins Gewerbsleben eingreifen, es zu heben bemüht sind, theils dadurch, daß wir den erkannten Zweck im Auge behalten und die dazu führenden Mittel benutzend, theils daß wir auch danach streben, die so zahlreichen, ungegründeten und falschen Ansichten und Urtheile über den Zweck des Gewerbvereins durch Verbreitung ihrer Bekanntschaft zu heben und zu verringern.

Noch geht es bei der größten Anzahl der Gewerbtreibenden dem Gewerbverein wie jenen vom Wanderer mit dem Fuße fortgestoßenen oder verachteten Edelgestein, weil sie ihn nicht kennt, darum nicht zu ihrem Vortheil zu benutzen vermag; noch ist er Vielen ein Stein des Anstoßes aus Unbekanntschaft oder Verkennung. Noch wird er von Vielen, denen er bei der Versiegung ihrer alten Nahrungsquelle leichter eine neue lebendigere eröffnen oder finden lassen könnte, nicht erkannt und zu ihrem Nachtheile nicht benutzt, so daß auf Viele das im zweiten Gleichniß Gesagte Anwendung findet. Nur aus der Unbekanntschaft mit den Zwecken und Mitteln der Gewerbvereine, aus der Ueberschätzung der eigenen, vereinzelten Kräfte, aus der Ungeduld, gleich, wo kaum die ersten Körnlein der Aussaat gemacht worden, schon Früchte zu erwarten, aus der in unserer Zeit noch immer weit verbreiteten Engherzigkeit ist die Theilnahmslosigkeit, die Abneigung ja der Spott zu erklären, die sich im Allgemeinen, wie im Einzelnen, gegen die Gewerbvereine kund thun.

Fassen wir zuerst den **Zweck** der Gewerbvereine im Allgemeinen in's Auge, so ist er **Belebung, Hebung, Ausbildung, Förderung** des Gewerbstandes im Allgemeinen, wie im Ganzen, so auch im Besondern und auch in den einzelnen Gliedern, die denselben bildend tragen. Unser Verein insbesondere will auf den Gewerbstand unserer Stadt, unserer Umgegend einwirken, sich als lebendiges Glied an den Gewerbstand unserer heimathlichen Provinz, unseres ganzen Vaterlandes anschließen, dadurch das besondere, wie das allgemeine Wohl fördern helfen.

Diese Hebung und Belebung ist eine **zwiefache**, eine mehr **praktische**, auf die einzelnen Gewerbe unmittelbar gerichtete, das äußere Leben umfassende, für dasselbe unmittelbar gewinnbringende, und eine mehr **moralische**, geistige, das innere Leben berührende, welche, wenn auch nicht unmittelbar, immer für die erste Richtung große Früchte hervorbringt, die freilich nur zu oft nicht als solche erkannt werden. Beide Richtungen müssen mit einander verbunden sein, die moralische ist das nachhaltige Lebenselement, die praktische bringt die für das äußere Leben nothwendige Früchte, das gesunde innere Leben bewirkt das Gedeihn des äußern, wie wir dieses auch ganz klar bei unserm leiblichen Leben sehen können. Die Verschmelzung beider Richtungen ist darum, soll die Einwirkung der Gewerbvereine eine nachhaltige sein, ein nothwendiges Erforderniß derselben.

Ist denn aber, so könnte man die Frage aufwerfen, eine solche Hebung und Belebung des Gewerbstandes eine nothwendige? Bedarf es denn dazu besonderer Vereine? vermag nicht jeder einzelne Gewerbtreibende sein eigenes Gewerbe zu heben, dadurch sein äußeres Wohlergehen zu begründen?

Ein Blick auf das Gewerbwesen unserer Zeit läßt uns leicht die Beantwortung dieser Fragen finden. Die mit Recht und mit Unrecht zahlreich, ja zahllos erhobenen Klagen über Nahrungslosigkeit und über geringen Verdienst, die Verarmung so mancher, früher wohlhabenden Klassen von Gewerbtreibenden, welche sich als Folge der Versiegung alter Erwerbsquellen ergeben, indem dieselben eine andere Richtung genommen, der die Verarmenden nicht zu folgen vermochten; die rasche, übergroße Entwickelung des Gewerblebens in andern europäischen Ländern, namentlich in England und Frankreich in Folge der überwiegenden materiellen und geistigen Kräfte, die unserm Gewerbsleben noch empfindlichern Schaden zuzufügen drohen, der Blick auf den gedeihlichern Zustand des Gewerbwesens in andern deutschen Ländern mit Berücksichtigung der Mittel und Ursachen, die denselben herbeigeführt haben, sind uns Zeugnisse und Winke genug für die Nothwendigkeit einer erhöhten Belebung und Hebung des Gewerbwesens auch in unserer Mitte, auf die Mittel, die zu diesem Ziele führen. Unsere ganze Zeit und alle Verhältnisse schreiten mächtig sich verändernd vor — nicht blos Maschinen aller Art, durch welche der Mensch sich die Kräfte der Natur unterthan gemacht hat, sondern auch Eisenbahnen und Dampfmaschinen sind das Bezeichnende unserer Zeit, durch welche alle Verhältnisse von Raum und Zeit eine gänzliche Veränderung erleiden — Alles eilt unaufhaltsam fort. Wollen, können, dürfen wir stille stehen bleiben? Müssen nicht auch wir **dieser** Bewegung der Zeit nach dem Maaße unserer Kräfte folgen? ja muß es nicht der Gewerbstand, der Gewerbtreibende, wenn er nicht mit Bangen der Zukunft entgegen sehen, wenn er der ihm drohenden Gefahr entgehen will?

Reicht aber dazu, könnte man fragen, nicht der Wille und die Kraft des **Einzelnen** hin? Nein, denn es treten ihm zu gewaltige Kräfte entgegen, denen er nur mit Benutzung aller ihm nahe liegenden Kräfte in unsern Verhältnissen am besten durch feste Verbindung, Vereinigung mit andern Menschen begegnen kann, da die Mittel zur Benutzung der gewaltigen Naturkräfte an Dampf uns zu fern liegen. Und wenn in unserer Zeit die **Kräfte der Natur** mehr als je von den Menschen in Anspruch genommen werden, welches nur durch eine genauere **Kenntniß** derselben möglich ist, wenn also das menschliche **Wissen**

mehr als je mit dem Können sich vereint, so ist es ja noch natürlicher, daß der Mensch zu gleichem Zweck sich mit dem Menschen vereint, so daß sie gegenseitig zu einander sich hingetrieben fühlen, um, als Glieder eines großen Ganzen, mit den mancherlei Gaben sich zu dienen, die sie empfangen haben. So sind Vereine überhaupt, und Gewerbvereine insbesondere entstanden, in denen in ihren einzelnen Gliedern das Können mit dem Wissen, das Berathen mit dem Erproben sich vereinigt. So ist auch unser Gewerbverein entstanden, der von unsern hohen Behörden gern gesehen, begünstigt, gefördert wird.

Warum aber, könnte man weiter fragen, dann eine Vereinigung der verschiedenen Gewerbe mit einander, warum eine Vereinigung des Gewerb- oder Nährstandes mit dem Gelehrten-, dem Lehrer- mit dem Beamten- und dem Wehrstande, aus denen sich überall einzelne Glieder als Glieder an die Gewerbevereine angeschlossen haben. Wohl kann, wer mit vorgefaßter Meinung, diese Vereine besonders aus dem Gewerbstande betrachtet, in dieser Vereinigung der verschiedenen Stände eine Quelle des Mißtrauens finden, während dieselbe gerade sein Vertrauen erhöhen, ihn leichter zur Gliedschaft an denselben bewegen sollte. Es sei mir darum erlaubt, in kurzen Zügen das Gedeihliche, Erfreuliche, ja das nothwendige dieser Art der Vereinigung näher ans Licht zu stellen.

Den Hauptstamm der Gewerbevereine muß der Natur der Sache nach immer der Gewerbstand selbst bilden, wie sich ihm aber als nothwendige Glieder die übrigen Stände anreihen, soll aus Nachfolgenden hervorgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Antwort auf die Anfrage eines Kurzsichtigen.

Beobacher Nr. 4.*)

Es wird angefragt, warum Kaufmannslehrlinge nach Ablauf ihrer Lehrzeit nicht einer Prüfung unterworfen werden? Die Ursache zu dieser Anfrage war und ist die erwiesene Unwissenheit mancher Kommis, deren ganzes Wissen im Schreiben, Rechnen und fade Witzemachen besteht. Einzelne, ich glaube die meisten Kommis werden hiervon auszunehmen sein. Als Hilfsmittel, ihre Unwissenheit und deren oftmalige Ursache: die Trägheit zu vernichten, sieht Herr L. S. ein Examen an. Das war kurz gesehen, denn selten, man möchte sagen nie, bringen Examina geistigen Nutzen. Zum Examen lernen, heißt lernen, um nach dem Examen das Gelernte zu vergessen.

Die beiden besten Mittel zur Erreichung einer tüchtigen, geistigen Ausbildung sind, wo die Prinzipale redliche Männer sind, schon dem Handlungseleven gegeben oder sollten ihnen doch gegeben werden.

Es existirt ein Institut zum Unterrichte für junge, angehende Handlungsdiener — oder irre ich? daß dies benützt werde, dafür muß von Seiten der Kaufmannschaft gesorgt werden.

Das zweite und beste Mittel ist aber der Prinzipal selbst; freilich darf dieser kein Strohmian, kein Herr, sondern Führer seiner Zöglinge sein. Wenn nun der Prinzipal sich selbst als unfähig zum Lehrer seiner Zöglinge findet, so muß er denselben Zeit und Gelegenheit, Kenntnisse, die einem Kaufmanne nöthig und nützlich sind, zu sammeln, bieten.

Dadurch, daß denen, die ihre Lehrzeit überstanden, Zeugnisse von Seiten der Lehrer des Handlungsinstitutes gegeben würden, worin gewissenhaft, ob, wie oft, und mit welchem Fleiße der Lehrling die Unterrichtsstunden besucht, bemerkt wäre, könnte man helfen. Der Prinzipal selbst würde dadurch, daß er seinen Eleven Zeit und Gelegenheit zur Sammlung von Kenntnissen gegeben, seiner Pflicht genügt haben, die ihm: „seinen Zögling gut für seinen Stand vorzubereiten" vorschreibt. Aus diesen Zeugnissen würde man die jungen Leute richtig schätzen lernen. Ueberhaupt kömmt es bei einem Kaufmanne weniger auf vielerlei theoretisches Wissen, als auf Fleiß, Genauigkeit und Uebung in der Praxis an. Dies ginge nun Alles ohne ein Examen, und auch Leute, die keine Realschule (was die meisten jungen Kaufleute gethan haben sollten) besucht, könnten dann auf das Prädikat „gebildet" Anspruch machen.

Daß diejenigen, die ein Examen bestanden, in der Achtung Anderer steigen, ist ein kleiner Irrthum des Herrn L. S.; die Trägen halten das Examen für eine Folter, die Verständigen für eine Spiegelfechterei.

K. K. Harraus.

Eine neue Rothschildsche Anleihe.

Man erzählt aus Paris folgende spaßhafte Anekdote, deren Wahrheit verbürgt wird. —

Eines schönen Mittags tritt Herr von Rothschild aus seinem Hotel und macht sich auf den Weg zur Börse. Den Kopf voll wichtiger Finanzoperationen schlendert er gedankenvoll einher, ohne zu gewahren, daß der bisher heitere Himmel sich plötzlich mit dichten schwarzen Wolken bezogen hat, und ein Ungewitter sich über Paris zu entladen droht. Ein Paar schwere Tropfen rissen ihn endlich aus seinem Phlegma. Der große Bankier macht große Schritte, allein noch ehe er das ersehnte Ziel erreichen kann, bricht das Ungewitter los, ein gewaltiger Platzregen stürzt herab, und in wenig Minuten ist das Wasser aus den Gossen getreten, sind die Straßen überschwemmt, die Brücken der Rinnen vom Strome fortgerissen und alle gastlichen Thorwege mit Schutzsuchenden dicht angefüllt. Herr v. Rothschild erhascht einen Omnibus, steigt ein und der Wagen rollt davon. An der Ecke der Rue Richelieu angelangt, macht Herr v. Rothschild dem Kondukteur das Zeichen, halten zu lassen. Er steigt aus und schreitet gemächlich dem Tempel zu, in dem der Hohepriester ist. Plötzlich fühlt er sich am Rockschooße zurückgehalten. Es ist der Kondukteur des Omnibus „Meine 6 Sous! Ich finde es sehr sonderbar, mein Herr, daß Sie sich ohne zu zahlen, so sans façon entfernen wollen," sagt der Kondukteur. „Ihre 6 Sous?" entgegnete Herr v. R. „Ach so — ich vergaß." Dabei fährt er mit der Hand langsam in die Hosentasche, dann schneller in die Westentasche, zuletzt hastig in die Rocktasche und zieht sie immer leer zurück. „Parbleu," wendet er sich zum Kondukteur, „ich habe kein Geld bei mir." — „Schwindelei!" schreit der entrüstete und ungeduldige Kondukteur. „Man kennt das. Nur keine Umstände gemacht, sonst —"

Herr von Rothschild war in Verzweiflung, der Kondukteur in Rage. Endlich aber reißt dem Herrn von Rothschild die Geduld. Er reißt ein Portefeuille aus der Tasche, zieht ein Coupon von 50,000 Franks 5 pCt. Rente daraus hervor und legt, das Papier dem Kondukteur überreichend: „Da, nun gebt mir heraus!" Der Kondukteur war verblüfft, die 50,000 üben eine magische Wirkung. Der Kreis der Gaffer drängte sich beunruhigend an die Hand, die den Coupon in die Höhe hielt — da sieht glücklicherweise Herr von Rothschild einen ihm bekannten Fondsmäkler vorübergehen. „He mein Freund, ruft er ihn an," Sie sind ein Helfer in der höchsten Noth. „Bitte, leihen Sie mir 6 Sous. Ich habe mich diesen Herrschaften gegenüber insolvent erklären müssen, und wenn ich die 6 Sous nicht auftreibe, schwebt meine Person in der größten Gefahr. Helfen Sie, retten Sie!" — Der Mäkler zieht lächelnd seine Börse, überreicht dem Kondukteur ein Fünffrankstück, reicht Herrn von Rothschild den Arm und befreit ihn aus dem Gedränge. Ihre Entfernung geht indeß nicht ohne Eklat ab, denn die Gamins folgten dem Paare, die Hüte und Mützen schwenkend, mit einem donnernden Vive Mr. de Rothschild bis an die Treppe der Börse, und nicht eher endete ihr Geschrei, bis der Bankier im Innern des Heiligthums geborgen war.

Mutterliebe.

Verwünschter Schlingel, schrieb Frau John
An ihren fortgelauf'nen Sohn,
Was treibst Du doch für tolles Wesen!
Ja, schrieben sich die Prügel hin,
So wahr ich deine Mutter bin,
Ich prügelte dich mit — Addressen!

— m —

Lokales.

Musikalisches.

Wie wir hören, steht die Begründung eines neuen Gesangvereins, Eurythmia bevor, dessen Leitung die rühmlichst bekannte Signora Marochetti übernehmen wird. Die genannte Dame, über deren Befähigung zu einer tüchtigen Gesanglehrerin competente Kunstrichter des In- und Auslandes einig sind, ist übrigens dem musikalischen Publikum Breslau's noch in ehrenvollem Gedächtniß, da sie im Jahre 1833 als erste Contra-Altistin des Königs von Sardinien auf unserer Bühne als Arsace und Tancred durch kunstgerechte Ausbildung der Stimme, fließenden Vortrag und Feuer der Darstellung allgemein entzückte, und somit heißen wir das neue Unternehmen willkommen, und glauben, ihm in unserer kunstliebenden Stadt ein günstiges Prognosticon stellen zu dürfen.

G. R.

Mit Vergnügen können wir unsere Leser darauf aufmerksam machen, daß die nicht große, aber in frühern Jahren gern besuchte Restauration des Herrn D. Sabisch, Reuschestraße Nr. 60, jetzt wieder in die Hände ihres Besitzers

---

*) Es ist uns schon neulich ein Artikel über denselben Gegenstand zugesandt worden, der aber, obgleich der Verf. Student sein will, was wir sehr bezweifeln, so schülerhaft stylisirt ist, daß wir die Geduld unserer Leser damit nicht auf die Probe stellen wollen.
G. R.

zurückkehrt, nachdem sie mehrere Jahre verpachtet gewesen ist. Ein freundlicher, jovialer Wirth, eine gute Bedienung und gute Speisen und Getränke haben dem Lokal immer zahlreiche Gäste zugeführt, und gewiß wird sich auch jetzt, wo auch äußerlich Alles neu und elegant eingerichtet ist, die alte Anziehungskraft des Namens Sabisch wieder bewähren.

Am 9. d. M. wurde auf dem Wege nach Rosenthal ein weiblicher, bis auf's Hemde entkleideter Leichnam gefunden.

Niederschlesisch-Märkische Eisenbahn. Auf dieser Bahn fuhren von 5. bis 11. Januar 1831 Passagiere.

Chronik.

Ein Pesther Gaunerstückchen.

Drei Pesther Industrieritter saßen vertraulich an dem Tische einer entlegenen Kneipe und zerbrachen sich über einen genialen Gaunerstreich den Kopf; es handelte sich nämlich um nichts Geringeres, als einer alternden sehr heirathslustigen Jungfrau vom Lande, ihre fünfzehntausend Gulden wegzufischen, ohne die Jungfrau selbst mit in den Kauf nehmen zu müssen. Sie kamen endlich überein und wählten den Stattlichsten unter sich als Freier und Bräutigam in spe, kleideten ihn fashionabel an, steckten ihm große Ringe an die Finger, versahen ihn mit einer Uhr sammt schweren Kette, ja sie wußten sich sogar durch Hinzuziehung eines geprellten Wucherers für ihn Geld zu verschaffen, und so ausstaffirt nahmen sie von dem unwiderstehlichen Herzbezwinger Abschied, der, falls die Schöne in die Falle ginge, mit seiner jungen Gattin nebst den 15,000 Gulden in ein Gasthaus in Pesth einzukehren, und sich dann plötzlich mit dem Gelde und den zwei Helfershelfern aus dem Staube machen sollte. Unser Adonis reiste richtig diesen Tag von Pesth ab, aber keineswegs um die Fünfzehntausendgulden-Braut heimzuführen, sondern, um mit Hilfe des Geldes und der Schmucksachen, zu welchen er so unvermuthet kam, anderwärts das liederliche Leben von vorn anzufangen, und wenn Alles glücklich durchgeschlagen, auf einen neuen Gaunerstreich zu sinnen. Seine Kameraden erhielten noch am Tage seiner Abreise mit der Pesther Post folgendes Schreiben: „Meine Freunde! Ein Schlauer wird von einem noch Schlauern leicht überlistet. Lebt wohl! Ich wollte ohnehin von Pesth abreisen, ich danke Euch, daß Ihr mir die Abreise erleichtert habt, indem Ihr mich auf einige Zeit recht brüderlich mit dem Nöthigsten versorgtet. Adieu!"

Erkennung durch Milchreis.

Im Jahre 1814 befand sich in einem Kaffeehause zu M. ein allerliebstes Schenkmädchen, das vorzüglichen Milchreis bereitete; die ganze Stadt betete sie an und aß ihren Milchreis. Sie aber erhörte nur einen gewissen Eduard D... und ihre Liebe nahm ein unglückliches Ende. Eduards Eltern waren reich und verboten ihm an das Mädchen zu denken. Er verließ M. und seine Eltern, um zur See sein Glück zu versuchen. Auch Annette verließ die Stadt und zog auf's Land, wo sie einen Knaben gebar; Eduard schrieb fleißig, aber die schöne Annette war verschwunden, seine Briefe blieben unbeantwortet. 30 Jahre trieb er sich auf der See herum, endlich nöthigten ihn Sterbefälle und Erbschaften zurückzukehren. Annette hatte inzwischen ihren Sohn erzogen und kochen gelernt. Anfangs legte sie eine Speiseanstalt an, daraus wurde eine Restauration und aus dieser ein großes glänzendes Hotel. In eben diesem Hotel kehrte Eduard ein. Tausend Leute hießen D., sein Name also fiel nicht auf; auch war Herr D. ein mürrischer Seemann, der entsetzlich fluchte, wenn seine Befehle nicht sogleich auf's pünklichste erfüllt wurden. Wie hatte sich in diesen dreißig Jahren die Stadt verändert! Seine Eltern, Freunde, Lehrer und Bekannte, Alles war gestorben, selbst von dem Kaffeehause, wo Annette so zierlich zu wirthschaften pflegte, war keine Spur geblieben. Betrübt kehrte D. ins Hotel zurück. Wehmuthsvoll bestellte er sich Milchreis. — Der Besitzer des Hotels eilte selbst ihn zu bedienen, ehe das Gewirr von Flüchen losbräche. D. genoß den Milchreis und wie wurde ihm dabei? Alles hatte sich in M. seit dreißig Jahren so vielfach geändert, nur Annettes Milchreis nicht. Sie lebte also noch „Sie lebt?" fragte zitternd und weinend der alte Seemann — „Wer?" — „die den Milchreis gekocht." — „Natürlich, wer Milchreis kocht, kann nicht gestorben sein!" — „Wer aber hat ihn gekocht?" — „Meine Mutter!" „Deine Mutter? Mein Sohn! Mein Sohn!" — das Uebrige läßt sich denken.

Eine wirklich vorhandene verkehrte Welt.

Ein brittischer Missionär hat ein merkwürdiges Buch über Neu-Süd-Wales veröffentlicht. Hiernach würde sich in diesem Lande das Hirngespinnst von der verkehrten Welt verwirklichen. In Australien, sagt er, ist der Nordwind heiß und der Südwind kalt, der Westwind ist der ungesundeste und der Ostwind der heilsamste. Die Thalgründe sind kalt und unfruchtbar, dagegen sind die Berge warm und mit der herrlichsten Vegetation geschmückt. Alle Schwäne sind hier schwarz und alle Adler weiß. Es giebt eine Maulwurf-Gattung, welche Eier legt und ihre Jungen säugt, die einen Entenschnabel und an dem einen hintern Fuße einen giftigen Stachel hat. Eine andere Art ist am Hintertheile mit einer Menge übereinander befindlicher Spitzen versehen, denen des Stachelschweins ähnlich. In diesem Lande befindet sich auch das Känguru, das sich im Gehen durch seinen Schweif vorwärts hilft, und seine Jungen in einem an seinem Leibe eingeschnittenen Beutel herumträgt. Die neuholländischen Hunde haben Köpfe wie unsere Wölfe und die Gestalt unserer Füchse; übrigens bellen sie nie. Schildkröten fängt man hier in den Flüssen und Frösche im Meere. Es giebt geflügelte Schlangen, Fische, deren Floßfedern so lang und auch so gefleckt sind, wie die Fittiche der Vögel, und sie zusammenfalten, wie die Fledermäuse die ihrigen. — Die Distel ist hier ein großer Baum, während die Pappel nur als verkrüppeltes Gesträuch sich zeigt. Der Vogel, der unsern Hühnern am nächsten kommt, breitet seinen Schweif wie unser Pfau, aber in Form einer Leiter, aus. Der Kasuar, ein riesiger Vogel, ist statt der Federn mit Haaren bedeckt. Die meisten Bäume schälen im Laufe des Jahres ihre Rinde ab, und die Zweige verlieren ihre Blätter nie.

Maschinendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.